

Andreas Sommer

Der Drache am Himmel

Roman

LangenMüller

Besuchen Sie uns im Internet unter
www.langen-mueller-verlag.de

© 2010 by LangenMüller
in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Schutzumschlag: Wolfgang Heinzel
Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten
Gesetzt aus der 11/14,25 Punkt Sabon
Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7844-3214-4

Es streben nach Lebensglück ...

Die Lauterbachs

Henry. Ein gut aussehender Mann ohne Fehl und Tadel und ohne plausible Vergangenheit. Deshalb ist er hier.

Barbara, seine Frau, nimmt an, er sei aus Kanada.

Lilith, ihre Tochter aus erster Ehe, also Henrys Stieftochter, hat da so ihre Zweifel.

Die Belzers

Rosa. Eine alte Dame und ehemals berühmte Tänzerin. Mutter von Severin. Mit Henry wagt sie den Tanz ihres Lebens.

Severin. Pfarrer am Münster. Liiert mit Réa. Seine Vergangenheit glaubt er im Griff zu haben.

Réa. Leidenschaftlich als Künstlerin und Frau. Sich und anderen tut sie Gutes, nicht immer aber das Beste. Sie und ihr Sohn **Maurice** aus einer früheren Ehe leben mit Severin im Pfarrhaus.

Die Bellinis

Aldo. Erbt von seinem Vater **Salvatore** die Textilfirma Création Bellini, nicht jedoch dessen unternehmerisches Talent.

Carla, Aldos attraktive Frau, schätzt die schönen Dinge des Lebens sehr, doch nicht um jeden Preis. Dafür hat sie ihre Kinder **Fiona** und **Fabio** viel zu lieb.

*Nur wer dunkel ist in der Nacht,
wird mit dem Morgenrot erwachen.*

Khalil Gibran

*Das Böse, der Teufel also, ist eine schreckliche Realität,
geheimnisvoll und furchtbar. Es ist keine Pseudorealität,
nicht bloß ein theoretisches Konstrukt.*

Papst Johannes Paul II.



Erster Teil
Die Maske

KLEINER PROLOG

Die Meisterin sagt: »Was kümmert dich der Aberglaube? Lass doch etwas Gnade walten! Schwer ist des Menschen Last, nie begreifen zu können, woher er kommt, wohin er geht. Und nicht zu wissen, wozu das Böse da ist, muss unerträglich sein.«

Er schreit: »Ich habe genug von meiner beschämenden Existenz! Sollen die Menschen ihr Lebensspiel doch spielen, wie sie wollen, aber bitte endlich ohne mich. Als Ausrede stehe ich nicht mehr zur Verfügung! Nie ist mir einer vom Karren gefallen, weil man einen Karren, den es nicht gibt, auch nicht beladen kann!«

Die Meisterin lächelt. »Und wer nicht existiert, zieht ja auch keinen Karren, nicht wahr?«

Er empört sich: »Warum diese Ironie? Es gibt kein Pardon mehr. Ich soll Menschen verführt, zur Sünde verleitet, in Versuchung gebracht haben? Herrgott! Wie denn? Ein Nichts und Niemand wie ich kann bestenfalls einem Niemand ein Nichts antun!«

Die Meisterin sagt: »Und das willst du nun beweisen, ja? Du willst dich erschaffen, nur um zu beweisen, dass es dich nie gegeben hat. Wie absurd!«

Er sagt: »Ich kann nicht anders. Ich muss um meiner Ehre willen endlich beweisen, dass unsereins nichts mit dem Bösen zu schaffen hat! Ich gehe als Forscher in die Stadt. Und Feldstudie heißt, was ich durchführen werde.«

Die Meisterin fragt: »Feldstudie? In einer Stadt?«

Er sagt: »Dein Spott ist ... ach, lassen wir das. Aber ja, ich werde ein Jahr lang in einer Stadt leben, einer x-beliebigen. Und ich werde diese seltsamen Wesen, die mich seit Ewigkeiten in

ihrer Phantasie am Leben erhalten, genau beobachten. Und ihnen allen ein guter Freund sein.«

Die Meisterin sagt: »Raffiniert! Also wird keiner, der strauchelt oder – wie sagt man? – sündigt, behaupten können, du seiest schuld. Habe ich dich da richtig verstanden? Du willst ihnen beweisen, dass allein sie selbst es sind, die sich oder andere ins Unglück stoßen.«

Er ruft: »Genau! Sie selbst. Und niemand sonst! Und damit auch nicht der geringste Zweifel aufkommen kann, werde ich mich nur mit den allerfeinsten Eigenschaften ausstaffieren. Die kindischen Vorstellungen der Menschen geben nichts her; und rufmörderisch sind sie obendrein!«

Die Meisterin seufzt. »Du hast ja keine Ahnung, worauf du dich da einlässt. In Teufels Küche wirst du geraten. Als Phantom leitest du dich von einem Trugbild ab: paradox! Sich zu erschaffen, um sich abzuschaffen: verrückt! Anzutreten als Personalunion von Teufel und Exorzist: Wahnsinn! Das kommt nicht gut und hat mit Wissenschaft auch nicht das Geringste zu tun.«

Er schreit: »Dann halt mit Notwehr. Ich will es so! Und ist auf dich denn gar kein Verlass? Begleitest du mich etwa nicht?«

Die Meisterin schweigt.

Er sagt: »Ich brauche dich doch. Aus dem Nichts heraus habe ich mich erschaffen, und das ist einsam genug. Begleite mich! Es wird auch dein Nutzen sein. Wir werden uns endlich auflösen dürfen. Frei sein!«

Die Meisterin schweigt.

Er murmelt: »Si hei üs lang gnue verbrüelet! Itz wird di Lug ei für aui mau z' Bode gmacht ...«

Die Meisterin fragt: »Wie bitte? Was brabbelst du da vor dich hin? Du als Mensch! Und ich als was? Als dein Gewissen, dein Geist? Meinetwegen. Doch du wirst dich in arge ...«

Und er sagt: »Heinrich werde ich heißen.«

DER TÄNZER

Die Katze dort im hautengen Dress wird sich in ihn verlieben. Und drüben der Kardinal in der violetten Robe wird ihn zum Freund wollen. Aber von diesen biografischen Pannen wusste Henry Lauterbach natürlich noch nichts, als er über die Freitreppe der Bellini-Villa hinunter zur Festgesellschaft stieß. Unter den Arm geklemmt trug er eine unscheinbare schwarze Box. Ein Segel, vom Poolpavillon zu den Bäumen gespannt, markierte eine Bühne. Eben kehrten die Musiker der Band vom afrikanischen Büfett zu ihren Instrumenten zurück. Die Schlagstöcke zwischen die Zähne geklemmt, schraubte der Drummer seinen Hocker höher. Die Sängerin schnalzte probend ins Mikrofon: »Tsa-tsa, tsa-tsa.« Und aus dem beleuchteten Pool, der kalt und blau die Herbstnacht illuminierte, huschten Lichtflocken über Musiker, Gäste und die Sträucher im Park.

Wie jedes Jahr hatten Aldo Bellini und seine schöne Frau Carla zu ihrem venezianischen Maskenfest eingeladen. Beim Pavillon bemühte sich ein weißer Pulcinella um eine azurblaue Colombina, die ihrerseits einen gelben Pantalone hinter der Schnabelmaske umwarb. Und am Büfett schenkte sich ein bereits schwankender Dottore unter rotem Dreispitz kräftig nach. Die meisten der rund fünfzig Gäste hatten allerdings weniger Aufwand mit ihrer Garderobe betrieben und sich bloß eine *baùtta* übergeworfen, violett oder auberginefarben schimmernde Capes, die ihre normale Bekleidung verhüllten. Als *larva* trugen viele nur Augenmasken. Auffällig beliebt waren in diesem Jahr goldene mit blau melierten Federn.

Der Katzenfrau, die sich bereits demaskiert hatte, baumelte die Augenmaske jetzt unterm Kinn. Ihr Kostüm bestand aus einem

eng anliegenden Overall aus Plüsch. Am Hintern fehlte allerdings etwas, wie Henry Lauterbach festgestellt hatte. Dabei war der Schwanz für Katzen doch unverzichtbar, um nach einem Sturzflug sicher landen zu können ... Er hatte bereits erfahren, dass sie Réa hieß, aus dem Elsass stammte, eine bekannte Aktionskünstlerin und die Freundin des Kardinals in der violetten Robe war, Severin Belzer. Der waltete im wirklichen Leben seines Amtes als lutherischer Pfarrer am Matthäus-Münster. Réa und Severin waren also ein Paar, das wollte sich Henry merken, genau wie Aldo und Carla Bellini, die Gastgeber des heutigen Abends, nur dass die offiziell miteinander verheiratet waren.

Die Band hatte mit einem Hit aus den Siebzigern eingesetzt, *Sugar Sugar* – von den Archies, wie Henry zu wissen glaubte. Eigentlich mochte er keine Musik außer Jazz, und der musste grimmig und schwarz sein.

»Macht Severin sich nicht gut? Geben Sie zu, mein Sohn wäre ein schöner Kardinal!«

Henry wandte sich um. Auch eine Art, sich vorzustellen, dachte er und betrachtete die alte Dame, die ihn angesprochen hatte. Ihr langes Kleid sah aus, als bestehe es bloß aus zufälligen Faltenwürfen eines blauen Stoffes. Es stand ihr ausgezeichnet, war aber offenbar weniger Verkleidung als persönlicher Stil der Trägerin. Ihr einziges Zugeständnis an das Maskierungsgebot bestand aus einer zerschlissenen rosa Federboa über dem Arm, deren Enden sich im Gras kringelten. Warum hatte sie diese grauenvolle Schlingpflanze nicht längst entsorgt? Henry meinte sich zu erinnern, dass Aldo Bellini die Mutter seines Freundes Severin mit den Worten »unsere schöne Alte« beschrieben hatte. Schön traf zweifellos zu, dachte er jetzt. Aber alt? Obwohl sie bestimmt weit über siebzig war, wirkte sie lebendig, schnell, präsent ... Ihr weißes, dichtes Haar trug sie lang und offen, ihre Wangen markant, die Nase schön gebogen. Irgendwie erinnerte sie Henry an eine Squaw. Der Ausdruck

ihrer tiefbraunen Augen gab ihr etwas Schelmisches, vielleicht auch Skeptisches. Zu den Schläfen hin fächerten sich kleine Lachfältchen auf. Als ob ihre Augen in Gänsefüßchen gesetzt wären, dachte Henry. Er mochte sie auf Anhieb.

Aldo Bellini hatte ihm erzählt, dass sie früher einmal eine berühmte Tänzerin war: »Der großen Pina Bausch zufolge eine der inspirierendsten Tänzerinnen der Fünfziger- und Sechzigerjahre. Doch leider ist es um ihren Verstand nicht mehr so gut bestellt. Manche mögen sie erfrischend finden, in meinen Augen aber lässt sie zusehends den Anstand vermissen. Doch vielleicht ist das auch bloß altersgemäße Verwirrung.«

Und jetzt stand diese unanständig Verwirrte mit erhobenem Kelchglas vor Henry, um mit ihm anzustoßen. Im Widerspruch zu ihrer heiteren Miene klang ihre Stimme kehlig rau.

»Sie sind also Henry Lauterbach! Frisch zugezogen, wie ich höre? Herzlich willkommen! Aber verraten Sie mir doch, was so ein weltgewandter Mann wie Sie in unserem braven Städtchen sucht. Verstecken Sie sich vor Ihren Gläubigern?«

Henry beschloss, die Provokation zu überhören. Lächelnd hob er sein Glas und stieß mit ihr an. Sie nahmen einen Schluck. Aber ihr Blick über den Glasrand forderte unnachgiebig Antwort.

Die blieb Henry nur erspart, weil Aldo Bellini vorbeieilte und rief: »Tja, Henry, das ist sie nun, die begnadete Tänzerin, von der ich Ihnen so vorgeschwärmt habe. Aber ihr müsst mich entschuldigen. Mein Lieblingssong!« Aldo entschwand mit hingebungsvollem Gesang: »*Volare, hoho, cantare, hoho, il mare ... dipinto di blu ...*«, wobei er sich gewagt in den Hüften wiegte. Es wirkte eher ungünstig.

Ungerührt sagte die alte Dame: »Wer sich so bewegt, muss ja wohl etwas vom Tanzen verstehen. Also bin ich geneigt, sein Lob für bare Münze zu nehmen ... Was nur beweist, wie zülig ich vergreife. Aber jetzt verraten Sie es mir endlich, Henry: Warum sind Sie ausgerechnet in dieses Kaff gezogen?«

Diesmal waren es Fiona und Fabio, die beiden Bellini-Kinder, die Henry die Antwort ersparten. Fiona hüpfte auf und ab, und ihre schwarzen Locken schienen Trampolin zu springen. Sie mochte vielleicht zehn sein, ein rundliches, hübsches Kind, allem Anschein nach als Schneewittchen verkleidet. Ihr etwas älterer Bruder Fabio, ebenfalls schwarzhaarig, war als Pirat gekommen. Er blickte grimmig drein, aber seine Mimik hatte wohl immer etwas Düsteres. Mit einem Krummsäbel stieß er Löcher in die Luft und schrie dabei, Henry sei entführt und müsse sich sofort ergeben und wieder mit ihnen spielen.

»Fort mit euch. Der bleibt hier«, griff die Alte ein. Und weil die beiden nicht aufhörten, an Henry herumzuzerren, setzte sie nach: »Schluss jetzt. Sucht euch einen anderen Kindskopf!«

Das wirkte und Henry staunte. Etwas rabiat mochte die Frau sein, wirr jedoch auf gar keinen Fall. Im Gegenteil, ihre schnelle Zunge verriet einen ausgesprochen klaren Verstand. Eine solche Verbündete zu haben könnte nicht schaden, ging ihm durch den Kopf.

Mit den Worten »Ab hinter die sieben Berge und die sieben Meere« quittierte die Alte den Abgang der Bellini-Kinder. »Im Übrigen, geschätzter Herr Lauterbach, falls Ihnen mein Name noch nicht zugetragen wurde: Schauen Sie mich genau an. Die Stola habe ich quasi als Eselsbrücke mitgebracht.«

Rosa! Henry lachte. »Rosa Belzer, nicht wahr? Aber das Blau Ihres Kleides steht Ihnen besser.«

»Das soll wohl ein Kompliment sein? Aber wie dem auch sei: Sobald etwas Langsames gespielt wird, werde ich Sie zum Tanz auffordern. Ihre Frau hat bestimmt nichts dagegen, wenn Sie mit einer Seniorin tanzen. Ich habe sie übrigens schon kurz kennengelernt, drüben, in der Traumfabrik.« Die Alte wies zum Pool, an dessen Rand nicht weniger als fünf Hollywoodschaukeln aufgereiht waren. »Ein ganz schöner Missgriff, nicht wahr?« Rosas Gänsefüßchen kamen voll zur Wirkung ... »Sehen Sie, Ihre Frau scheint sich bestens zu amüsieren. Carla

Bellini kann ja sehr unterhaltsam sein. Sind Sie ihr schon vorgestellt worden? Eine attraktive Person, nicht wahr?«

Als Henry am frühen Abend den festlich geschmückten Park betreten hatte, war Carla Bellini gerade mit der Begrüßung anderer Gäste beschäftigt. Also hatte er sie zunächst von Weitem betrachtet: groß, schlank, gepflegt, schätzungsweise fünf- unddreißig. Die kastanienbraune Haarfülle um ihr strahlendes Gesicht war in ständiger Bewegung. Als sie ihn dann entdeckt hatte, kam sie schnell auf ihn zu. »Da ist er ja, unser viel gepriesener neuer Freund.« Von Nahem wirkt sie doch älter, dachte Henry. Vielleicht hat sie sogar die Vierzig schon hinter sich. Sie strahlte alle Welt an, aber es schien sie Anstrengung zu kosten. Herzliche Augen, aber müde. Aus ihrem schönen Mund kamen die charmanten Worte: »Aldo und ich freuen uns sehr, Sie in unserem Kreis begrüßen zu dürfen. Übrigens: Ich bin Carla.« Sie strahlte ihn an und wandte sich neuen Gästen zu. Und Henry hatte unwillkürlich an eine Filmszene denken müssen, die er kürzlich auf ARTE gesehen hatte: Perfekt manikürte Finger einer Kosmetikerin schälten die blau geronnene Haut einer Schönheitsmaske vom Gesicht einer Kundin. Es enthüllte sich ein schönes Gesicht, nur hatte die Maske auch gleich ein Auge mitgenommen ...

Henry hatte sich gleich danach auf ein übermütiges Spiel mit den Bellini-Kindern eingelassen. Es hatte sich eben so ergeben. Carlas dankbarer Blick war ihm nicht entgangen.